

Das unaufhaltsame Vergessen

Von Thomas J. Schmidt

10 000 Demenzkranke dürfte es in Frankfurt geben – eine Herausforderung für die Kommune

Demenz ist eine Herausforderung für die Angehörigen und die Gesellschaft. Die Kommune muss sich darauf einstellen, sagte Sozialdezernentin Daniela Birkenfeld gestern.

Frankfurt.

Lydia P. blickt aus ihren Fenster und macht sich Sorgen. „Kann der Baum nicht auf mich fallen?“ fragt sie Susanne Dittloff. Diese kennt die Frage und beruhigt: „Nein, nein, der steht ganz fest.“ Es ist eine Platane, deren mächtige, kahle Krone vor dem Schlafzimmerfenster der alten Dame im fünften Stock eines Mehrfamilienhauses schwankt.

Lydia P. ist 99 Jahre alt, und sie ist dement. Sie lebt alleine in ihrer Wohnung. Dreimal täglich kommt der ambulante Pflegedienst, zwei Mal in der Woche Susanne Dittloff (39). „Ich besuche sie, schaue mit ihr alte Bilder an“ sagt Dittloff, „oder singe Lieder mit ihr.“ Die alte Dame hängt an Dittloffs Lippen, lacht, streichelt ihre Hand. „Kaum bin ich aus der Tür, hat sie alles vergessen“, sagt Susanne Dittloff.

1,4 Millionen Kranke



Demenz ist eine barmherzige Krankheit. Die Betroffenen leiden nicht darunter. Dafür die Angehörigen um so mehr. Bundesweit gibt es nach aktuellen Schätzungen der Deutschen Alzheimer-Gesellschaft 1,4 Millionen Menschen, die an Demenz leiden. In Frankfurt sollen es 10 000 sein, viele davon hochbetagt und alleine. Wie Lydia P.

110 000 Frankfurter sind 65 und älter. 4005 von ihnen leben in Altesheimen. Von diesen, schätzt Frédéric Lauscher, Geschäftsführer des Frankfurter Verbands, zeigen 50 bis 60 Prozent Symptome von Demenz. Das heißt im Umkehrschluss: Von den 10 000 Betroffenen in der Stadt leben 8000 zu Hause, betreut von ihren Angehörigen oder, wie Frau P., von Pflegediensten.

„Würde im Alter“

Die Stadt hat das Problem erkannt. Drei Millionen Euro stellt sie jährlich für das Programm „Würde im Alter“ zur Verfügung. Es gibt Angebote für Pfleger, Betroffene und für Angehörige. Dies sagte Sozialdezernentin Prof. Daniela Birkenfeld gestern im ersten Vortrag der Veranstaltungsreihe „Diagnose Demenz – Was nun?“ im Frankfurter Bürgerinstitut.

In Pflegebegleiterinitiativen versuchen Ehrenamtliche, die pflegenden Angehörigen zu unterstützen. Der Stadt sei wichtig, so Birkenfeld, Wohnangebote zu schaffen, die den Bedürfnissen einer älter werdenden Gesellschaft gerecht werden. „In Frankfurt gibt es zurzeit vier Wohngemeinschaften für demenziell erkrankte ältere Menschen“, sagte die Sozialdezernentin. Sie werden von der Stadt unterstützt. Zwölf Tagespflegeeinrichtungen bieten spezielle Angebote für demenziell erkrankte Menschen.

Nicht nur die Stadt berät pflegende Angehörige, auch Kirchen und gemeinnützige Vereine tun dies. Beispielsweise der Verein „Leben mit Demenz“, für den Susanne Dittloff arbeitet. Ulrich Amrhein (58), Gründer des Vereins, hat regelmäßige Beratungsgespräche im Angebot, zudem Ausflüge im Kleinbus und den Besuchsdienst. 30 Demenzkranke werden derzeit von rund 25 Mitarbeitern besucht, viele, wie Susanne Dittloff, auf 400-Euro-Basis. Vom reinen Ehrenamt hält Amrhein nicht viel. „Ich finde, auch die Besuche müssen etwas wert sein.“

Bezahlen müssen es die Pflegebedürftigen. 200 Euro pro Monat stellen die Krankenkassen Pflegebedürftigen der Stufe 0 für Sachleistungen wie Besuchsdienste zur Verfügung. Falls das nicht reicht, springen die Stadt ein oder Sponsoren. „Wir haben gute Stifter, die uns die Arbeit ermöglichen und finanzieren“, sagt Amrhein. Die Kostenübernahme der Stadt sei leicht abnehmend.

Für seinen Verein ist das kein Problem. Er hat von Anfang an nicht alles auf die Karte Stadt gesetzt, sondern verlangt von den Demenzkranken beziehungsweise ihren Angehörigen, einen Teil der Kosten zu tragen. Hauptattraktion des Vereinslebens sind die Ausflüge mit den vereinseigenen Bussen ins grüne Umland. Das Alltagsgeschäft hingegen, das sind die Besuche.

Für Lydia P. sind die Besuche von Susanne Dittloff immer ein Höhepunkt der Woche. Sie ist agil, liegt wach in ihrem Bett. „Manchmal kommentiert sie, was sie im Fernsehen sieht“, sagt Susanne Dittloff. „Der sieht aber hübsch aus, oder: Was hat Gott sich gedacht, als er dieses Tier geschaffen hat. Solche Fragen gehen ihr durch den Kopf.“ Wenn die ehemalige Studentin der Fachhochschule bei ihr ist, ist Lydia P. ganz entspannt. Es kommt auch vor, dass sie müde ist und schläft. „Dann bleibe ich bei ihr, und wenn sie aufwacht, streichele ich sie.“

Leben in der Keksdose

Heute ist die alte Dame munter. Sie wühlt in einer großen, goldenen Keksdose. Darin bewahrt sie ihre Fotos auf, alte Schwarzweißfotos mit geriffeltem Rand. Auch ein Ausweis findet sich in der Dose. 1940 wurde Lydia P. zur Rotkreuz-Schwester. Da war sie 26 Jahre alt.

„Sie hat so viel erlebt“, sagt Susanne Dittloff liebevoll, „und wir verstehen uns prima.“ Die alte Frau nickt Dittloff bestätigend zu, während diese redet. „Ich besuche sie seit neun Jahren. Am Anfang hat sie immer gesagt: 92 Jahre werde ich nicht alt, kein Mensch wird 92 Jahre alt.“ Jetzt freut die alte Dame sich auf ihren 100. Doch letztlich passt alles, was von einem Leben übrig bleibt, in eine goldene Keksdose.

Susanne Dittloff hat schon einige Demenzkranke bis zum Tod besucht. Für sie ist es wichtig, sich ihre Besuchstätigkeit einteilen zu können. Insgesamt vier demente Menschen besucht sie im Lauf der Woche, zwei Mal ist sie alleine bei Frau P. „Ich habe meinen Abschluss in Sozialarbeit noch nicht gemacht. Ich habe zwei Kinder, da ging das mit dem Studium nicht mehr. Aber in meiner freiberuflichen Tätigkeit als Besucherin kann ich meine Zeit und Energie frei einteilen“, sagt sie. Und für die Demenzkranken sei es eine echte Hilfe, wenn sie nicht immer nur die Wand anstarrten oder in die Glotze guckten.

Artikel vom 14.02.2014, 03:30 Uhr (letzte Änderung 14.02.2014, 03:33 Uhr)

Artikel: <http://www.fnp.de/lokales/frankfurt/Das-unaufhaltsame-Vergessen;art675,757082>

© 2013 Frankfurter Neue Presse